

Von Oxys und Xannies, Lean und Tilidin

Der Soziologe Bernd Wense über die Endergebnisse des Forschungsprojektes BOJE zum Konsum von Benzodiazepinen und Opioiden unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen. BOJE wurde vom Bundesministerium für Gesundheit (BMG) gefördert.

UniReport: Herr Wense, wie stark ist der Konsum von Benzodiazepinen und Opioiden unter jungen Menschen verbreitet?

Bernd Wense: Das lässt sich nicht so genau sagen, da es hierzu nur aus der Frankfurter MoSyD-Befragung repräsentative Daten gibt. Hier waren es zuletzt bei den 15- bis 18-Jährigen 4 Prozent, die mindestens einmal Opioiden ausprobiert haben und 2 Prozent, die mindestens einmal Benzodiazepine genommen haben. Bei jungen Erwachsenen liegen die Zahlen bei 7 Prozent bzw. 5 Prozent. Die Zahlen sind in den letzten Jahren merklich gestiegen, aber der Höhepunkt scheint überschritten zu sein. Aktuell oder gar regelmäßig Konsumierende finden sich aber nur sehr wenige in diesen Stichproben. Auch wenn es heute also einen gewissen Anteil mit Konsumerfahrung gibt, ist es alles andere als ein Massenphänomen.

Eine Rolle scheinen bei diesen Drogen Vorbilder aus der Popkultur zu spielen.

Das stimmt – gerade jugendliche Konsumerfahrene gaben häufig an, durch Rapper bzw. Raptexte auf Sedativa aufmerksam geworden zu sein.

Welche Gründe sind für den Konsum ansonsten auszumachen, kann man hier überhaupt von »Partydrogen« sprechen?

Nein, jedenfalls nicht in dem Sinne, wie etwa Ecstasy oder Speed genutzt werden, um Nächte durchzutanzten. Opioiden werden aber durchaus häufig mit hedonistischer Motivation beim Chillen im Freundeskreis konsumiert, nicht selten auch gemeinsam mit Alkohol oder Cannabis.

Benzodiazepine werden häufiger zur Gefühlsregulierung und Alltagsbewältigung eingesetzt, bis hin zur Selbstmedikation etwa bei Angststörungen. Aber auch Opioiden werden durchaus auf diese Weise genutzt. Darüber hinaus spielen Benzodiazepine in Partyszenen

durchaus eine Rolle, und zwar am Ende von Partynächten, um von den stimulierenden Drogen „runterzukommen“ und schlafen zu können.

Benzodiazepine sind ja gerade auch bei älteren Menschen sehr verbreitet.

Es wird geschätzt, dass bis zu zwei Millionen Deutsche eine Medikamentenabhängigkeit aufweisen, wovon ein wesentlicher Teil auf Benzodiazepine entfällt. Auch hier werden sie nicht selten zur Gefühlsregulierung eingesetzt, außerdem etwa in Altenheimen zwecks „Ruhigstellung“. Eigentlich sollten sie wegen des Abhängigkeitspotenzials nicht über längere Zeit verschrieben werden, aber die entsprechende Praxis ist bei vielen Ärzten anscheinend recht lax. Das kann man auch an den Befragten aus unserer Studie ablesen: Eltern oder Großeltern stellen häufig die (oft unfreiwillige) Quelle für Sedativa dar.

Welche Bedeutung haben die medizinischen Wirkungen der Substanzen, wie leicht rutscht man in eine Abhängigkeit?

Bei den Benzodiazepinen spielt der angstlösende und beruhigende Faktor eine größere Rolle als genussorientierte Motive, bei den Opioiden ist das etwas weniger der Fall. Gefährdet sind vor allem diejenigen, die manifeste psychische Probleme mit nicht verschriebenen Sedativa zu bekämpfen suchen. Auf der anderen Seite gab es insgesamt eher wenige in unserer Studie, die über Abhängigkeitssymptome berichteten – bemerkenswert angesichts dessen, dass beide Substanzgruppen zu den wenigen gehören, bei denen sich körperliche Abhängigkeit entwickeln kann.

Opioiden sind in den USA schon seit einigen Jahren ein großes Thema. Inwiefern muss man den Konsum in Deutschland davon unterscheiden?

In den USA gibt es eine sehr spezielle Vorgeschichte: in den 1990er Jahren wurde seitens der Pharmaindustrie massive Werbung für

Oxycodon, ein relativ starkes Opioid, als Schmerzmittel für alle Fälle betrieben, woraufhin Millionen Normalbürger*innen eine Abhängigkeit entwickelten. Als die Zugänglichkeit wieder eingeschränkt wurde, stiegen viele Abhängige zunächst auf illegales Heroin und zuletzt auf das um ein Vielfaches stärkere Fentanyl um, was für verheerende Drogentoten zählte. In Deutschland beschränkt sich problematischer Opioidkonsum weiterhin größtenteils auf ohnehin verelendete „harte Szenen“. Die Verbreitung durch die Jugendkultur hierzulande hat zwar auch mehr Hilfesuchende im jungen Alter zur Folge, aber bei weitem nicht in dem Ausmaß, wie es aus den USA bekannt ist.

Wie könnte und sollte eine geeignete Prävention aussehen, welche Empfehlungen würden Sie geben, welche Gruppen sollten angesprochen werden?

Da es sich weiterhin um ein sehr begrenztes Phänomen handelt, sind größere Kampagnen, die sich an alle jungen Menschen richten, nicht geeignet – allein schon, um nicht mehr Interesse zu wecken.

Stattdessen sollte das Angebot an leicht zugänglichen, altersgerecht aufbereiteten Informationen für diejenigen, die es betrifft, erweitert und verbessert werden. Dabei sollten die spezifischen Risiken – physische Abhängigkeit, schwere Überdosen insbesondere bei Mischkonsum – im Mittelpunkt stehen. Vielen Jugendlichen ist zum Beispiel nicht bewusst, dass Tilidin zur selben Substanzkategorie zählt wie Heroin, und mehrfach habe ich von Befragten gehört, dass sie ohne näheres Wissen über Stoffe und Risiken im Jugendalter Sedativa mit Alkohol konsumiert haben. Insofern sollte man versuchen, vor allem besonders junge potenziell Konsumierende zu erreichen – wobei sich allerdings kein Schwerpunkt abzeichnete, was bestimmte Milieus von Jugendlichen mit besonders hoher Verbreitung angeht.

Ein ganz anderes aktuelles Thema: Der Bundestag hat das Cannabis-Gesetz beschlossen, der Bundesrat hat es nun passieren lassen. Wie sind Ihre Erwartungen, was kann damit bewirkt werden?

Ich erwarte in erster Linie eine große Erleichterung für die mehreren Millionen Deutschen, die mindestens ab und zu Cannabis konsumieren. Das betrifft manifeste Folgen wie Strafverfahren, die derzeit auch bei geringen Besitzmengen eröffnet werden und Traumata und Stigmatisierung zur Folge haben können, aber auch Misstrauen gegenüber der Staatsmacht generell, oder die Verstärkung psychischer Probleme durch die permanente potenzielle Strafandrohung. Es entsteht etwas mehr Gerechtigkeit, wenn Handlungen, mit denen man sich maximal selbst schadet, nicht mehr ähnlich hart bestraft werden wie mittelschwere Gewaltdelikte. Darüber hinaus erwarte ich durchaus eine relevante Reduktion des Schwarzmarktes, alleine schon durch die Möglichkeit, bis zu drei Pflanzen selbst anzubauen. Kürzlich hat eine Umfrage ergeben, dass 10 Prozent der Deutschen Eigenanbau von Cannabis erwägen, wenn es erlaubt wird. Hier ergibt sich eine interessante Möglichkeit, ein bislang illegales Produkt nicht dem kommerziellen Markt zu überlassen. Außerdem wird der Gesundheitsschutz gestärkt, wenn die Produkte keine Streckmittel mehr enthalten, und die Hemmschwelle, sich Hilfe zu suchen, dürfte auch niedriger werden.

Fragen: Dirk Frank

Dr. Bernd Wense ist Leiter des Centre of Drug Research an der Goethe-Universität.
<https://tinygu.de/Z860w>

Fortsetzung von S. 5

Mit- und voneinander lernen wird auch in der CPI Academy großgeschrieben. Nach dem Medizinexamen haben Interessierte die Möglichkeit, sich für 12 zwölf Jahre als Mitglied zu registrieren, sofern sie zwei hochrangige Forscher*innen als ihre Mentoren benennen können. CPI Academy-Mitglieder haben die Möglichkeit, Weiterbildungen und Kurse zu besuchen, beispielsweise zu den Themen Statistik, Wissenschaftskommunikation, Entrepreneurship oder Bildbearbeitung. Außerdem finden regelmäßig Lectures statt, bei denen führende Wissenschaftler*innen aus der ganzen Welt eingeladen werden, um über ihre Forschung und ihren Werdegang zu berichten. Die Chance, unmittelbar von den großen Vorbildern zu lernen, nutzen die Nachwuchswissenschaftler*innen gern.

Eine Technik, die Julian Leberzammer während seiner hiesigen Forschungstätigkeit erlernt hat, ist die „Einzelzell-RNA-Sequenzierung“. Er beschreibt, dass bei dieser Methode „eine große Anzahl an einzelnen Zellen sehr genau analysiert wird. Man kann unter-

suchen, was in jeder einzelnen Zelle vor sich geht.“ Zellstrukturen in menschlichen Organen sind keinesfalls einheitlich, es handelt sich vielmehr um komplexe Zellgemische. Um die vielschichtigen Vorgänge bei den Entzündungsreaktionen verstehen zu können, die später zur Herzinsuffizienz führen, hilft Leberzammer die Einzelzell-RNA-Sequenzierung enorm. „Damit kann man beispielsweise untersuchen, welche Zellprogramme bei der Entstehung von Herz-Kreislaufkrankheiten Kreislauf-Krankheiten in unterschiedlichen Zelltypen aktiviert werden. Wir untersuchen dafür beispielsweise Zellen aus Herzen mit verschiedenen Arten der Herzschwäche und vergleichen diese mit gesunden Herzen.“ Ziel dieser Arbeiten ist es, antientzündliche Therapiemöglichkeiten für spezielle Formen der Herzschwäche zu entwickeln. Hierfür hat Julian Leberzammer einen CPI Start-Up Grant erhalten. Neben der ideellen Unterstützung erhält Leberzammer so auch die Möglichkeit, Personal, teure Labormaterialien und Analysegeräte zu finanzieren.

Laborrotation

Momentan ist Leberzammer für seine Forschung durch eine Förderung des INDEEP Clinician Scientist Programms des Fachbereichs Medizin der Goethe-Universität Frankfurt und der DFG von der klinischen Tätigkeit freigestellt und kann sich ganz auf die Forschung konzentrieren. Er freut sich aber bereits, wieder in die klinische Kardiologie zurückzukehren und sein neu gewonnenes Wissen anzuwenden, sozusagen „from bedside to bench and back“. Diese sogenannte Laborrotation ermöglicht es Leberzammer, ein Jahr in Vollzeit und zwei Jahre jeweils zu 50 Prozent am Institut für Kardiovaskuläre Regeneration bei Frau Prof. Dimmeler zu forschen. „Dies war für mich davor immer nur für kürzere Zeiträume möglich. Es ist sehr hilfreich, sich einen längeren Zeitraum am Stück nur auf die Forschung fokussieren zu können.“, so Leberzammer.

Diese Kombination aus Grundlagen-, translationaler und klinischer Forschung, ist ein Grundpfeiler in der Ausbildung von jun-

gen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen am CPI. Dabei wird besonderer Wert daraufgelegt, dass der Nachwuchs unabhängig Entscheidungen zu treffen lernt, mit dem Ziel, sie ihn für Ihre seine zukünftigen Aufgaben als Führungskräfte vorzubereiten.

Die ersten Erfolge konnte Leberzammer bereits verbuchen. Er wurde für den Rudi Busse Young Investigator Award für experimentelle Herz-Kreislaufforschung Kreislauf-Forschung 2024 der DGK (Deutsche Gesellschaft für Kardiologie) nominiert und darf seine Forschungsergebnisse auf dem DGK-Kongress am 3. bis 6. April in Mannheim vorstellen. „Es ist herausfordernd, grundlagenwissenschaftliche Forschung für eine große Bandbreite an Zuhörer*innen, welche sowohl aus (niedergelassenen) Kardiolog*innen als auch aus Wissenschaftler*innen besteht, interessant und verständlich zu präsentieren“, sagt Leberzammer. „Aber ich freue mich sehr, die Arbeit unseres Teams beim DGK-Kongress 2024 in Mannheim vorstellen zu dürfen“. Laura Fräulin mit Daniela Daume